

Liebe Deutsche Bahn, wir müssen reden.

Category: Liebe,Reisen

13. November 2017



Liebe Deutsche Bahn,

wir müssen reden. Ich kann so nicht weiterfahren. Es fühlt sich an als stünde ich, als wäre unsere Beziehung auf einem Abstellgleis.

Auf der einen Seite geht mir das alles zu langsam mit uns und ich habe das Gefühl du möchtest dich nicht an mich binden. Was habe ich dir alles schon geopfert. Mein Auto. Meine Lebenszeit. Mein ausgeglichenes, pazifistisches Gemüt. Und du? Du hältst dich nicht an einfache Verabredungen. Du kommst immer zu spät, manchmal bist du dann auch noch verschlossen, bumsvoll oder steckst mir als halbherzige Entschuldigung einen unpersönlichen Kaffeegutschein für das Bordbistro in die Hand. Dabei will ich keinen Kaffee - der ohnehin nach in der Friteuse zubereiteter Hühnerbrühe schmeckt. Ich möchte, dass ich mich auf dich verlassen kann. Doch du bist entweder eiskalt zu mir - weil du dich nicht regulieren kannst. Oder du bist hitzig und aufbrausend - meistens ausgerechnet dann, wenn wir frohgemut in den Sommerurlaub fahren möchten.



Auf der anderen Seite schockieren mich mittlerweile deine Unzulänglichkeiten. So scheinst du bereits an einfachen Zeitangaben und Rechenaufgaben zu scheitern. Ich frage dich ehrlich: kannst du die Uhr lesen? Weißt du, wie lang eine zehn Meter hohe Fichte ist, wenn sie umfällt? Na? Nein, nicht sechs Meter (dein Rodungsradius an Gleisstrecken). Das ist alles keine Schande, aber gestehe es doch wenigstens ein, damit man dir helfen kann.

Auch frage ich mich besorgt, ob wir ein generelles Kommunikationsproblem haben. Warum versuchst du immer wieder Englisch mit mir zu sprechen? Ich verstehe dich so schlecht und frage mich vielmehr, ob du einen Personenschaden hast. Deine in der dritten Person vorgetragene Liebesbekundung „*Thanks for choosing Deutsche Bahn*“ ist vielleicht nett gemeint, aber eigentlich nur beschämend und lässt mich weiter im Einzelabteil frierend aus dem Fenster starren. Du kannst so schlecht über deine Gefühle reden, verlierst dich in kryptischen Formulierungen wie „*Diese Zeit gehört dir*“ oder „*Verzögerung im Betriebsablauf*“, die ich einfach so hinnehmen und nicht hinterfragen soll.



Die Kehrseite. Zufall?

Doch nun kann ich es nicht mehr hinnehmen. Denn die Katastrophe ist passiert. Ich hätte nie von mir gedacht, dass es soweit kommen würde, aber: ich bin fremd gefahren. Es tut mir leid, wenn ich dir das erhöhte Verkehrsaufkommen mit Verspätung beichte. Ich sah keinen anderen Ausweg mehr, weil du mich im Sturm der Liebe einfach hast sitzen lassen. Zu lange habe ich deine Liebschaften - zu alten, aufbrausenden Männern - über mich ergehen lassen. Wie hießen sie alle? Xavier, Herwart, Heini? Sie alle haben mich in die Sitze einer - ich mag es kaum zugeben - Mitfahrgelegenheit getrieben. Eine billige, unkomplizierte einmalige Nummer, aber sie erfüllte für den Moment ihren Zweck. Und doch - trotz all der Enttäuschungen - er war alles nur *BlablaCar* und du fehltest mir. Ich komme einfach nicht los von dir. Zu vertraut, bequem, abhängig.

Dabei könnte doch alles so einfach, so schön sein. Denn du bist die einzige, die für gutes Klima sorgen kann. Du weißt es mit einfachen Dingen zu beeindrucken (kostenloses WLAN im Jahr 2017!). Du kannst so witzig und charmant sein: „HSV-Fans haben ohne Ticket in der 1.Kl. nichts zu suchen. Euer Tabellenstand ist schließlich auch nicht erstklassig.“ (Quelle: Bahnansagen.de)

Liebe Deutsche Bahn, sage mir also: gibt es eine unbeschränkte Zukunft für uns oder stehen wir auf einem von umgestürzten Fichten umringten Rangierbahnhof? Wie so oft: ich warte auf dich, auf ein Zeichen von dir.

Diese Wartezeit gehört dann wohl mir.

Die Frau und das Meer - Begegnungen zwischen Surfbrettern, Dauerwelle und Glückseligkeit

Category: Leben, Reisen

13. November 2017



Das Meer, ich liebe es. Nichts auf dieser gigantischen Erdkugel stimmt mich so ehrfürchtig wie der Anblick dieses unendlich tiefen Blaus. Dieses nie enden wollende Rauschen, diese pure Gewalt lösen in mir eine geradezu ergreifende Demut aus - ein diffuses, salziges Gefühl aus Faszination, Geborgenheit und mehr oder minder nackter Angst. Wie klein wirkt der Mensch, wie belanglos seine Probleme, wie vergänglich sein Rettungsschwimmerabzeichen angesichts dieser Endlosigkeit.

Auf dieser Endlosigkeit treibe ich nun dahin - auf einem Stück Hartschaum, welches kleiner ist als ein Badehandtuch. Ich sitze auf einem schwächtigen Brett, schaue in dieses dunkle, klare, gewaltige Blau hinein und frage mich wie ich eigentlich hierhergekommen bin. Eine einfache Überlegung trieb mich in meine klamme Lage: ich schwimme gerne, mag es aktiv zu sein, dürste nach Sonne und salziger frischer Luft - und das Meer finde ich ja dem Hörensagen nach auch so überaus bezaubernd. Warum also sollte ich nicht einfach mal eine Woche dem Meer besonders nahe sein und unter der portugiesischen Sonne das Wellenreiten erlernen?

Gestrandet an der Atlantikküste beginnt das kurzweilige Abenteuer zunächst mit einer beruhigenden Erkenntnis: Surfer sind wirklich genauso wie man sie sich vorstellt. Während sie zu Wasser wie Gekos in einer

Salatschleuder zu tanzen scheinen, ist ihre Entspannung zu Land so tief wie der Marianengraben. Energieverbrauch - in Form einer artikulierten Ausdrucksweise oder akkurater Termin- und Lebensplanung - wird komplett vermieden. Man lebt in einem an der Klippe geparkten Bulli oder Camper, der so niedrig ist, dass man sich offensichtlich nicht mal mehr die Haare kämmen kann. Verfilzt, barfuß, gebräunt und drahtig wie ein Kaninchenbraten schlurft diese gestrandete Surfwelt an mir vorbei. Ein Leben in purer Lässigkeit statt permanenter Lästigkeit. Klischees bestätigt, wie beruhigend, *bro*.



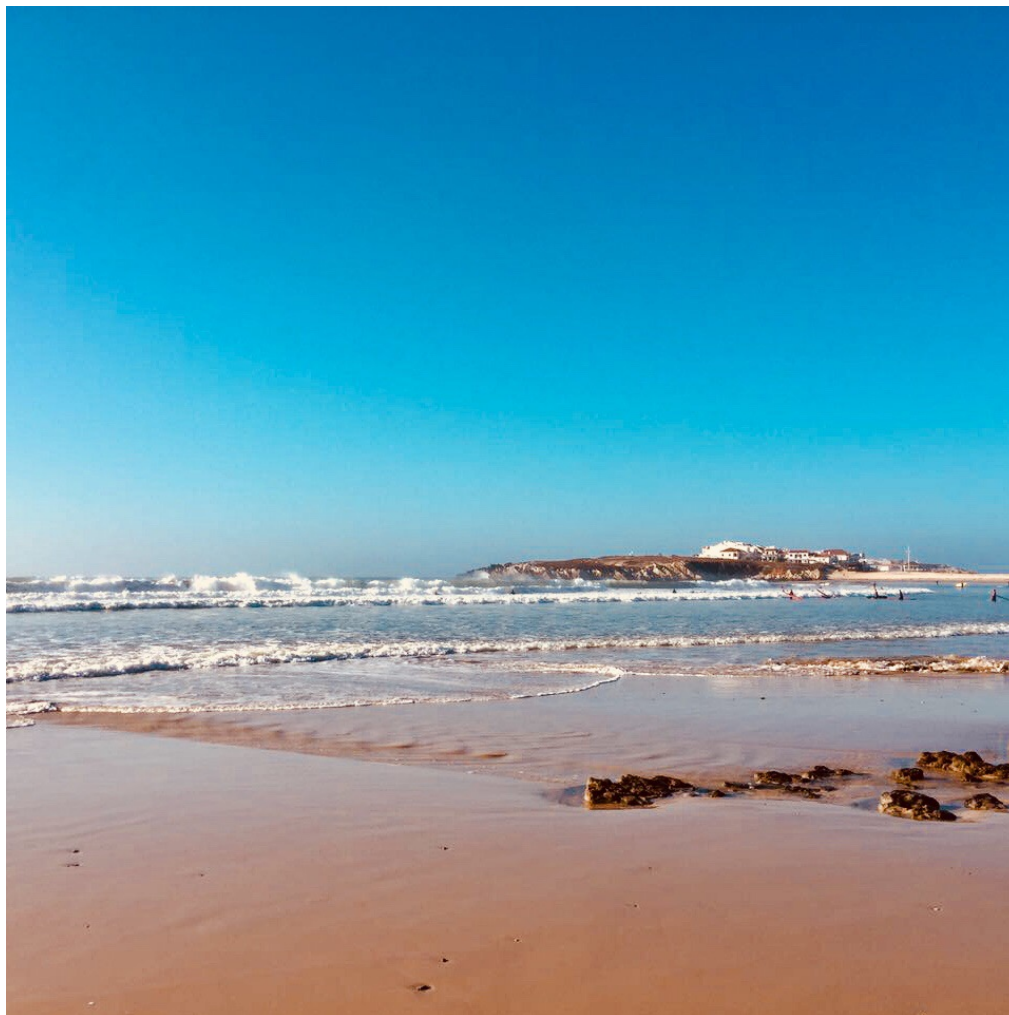
Nachdem ich mich äußerst ungraziös wie durch eine Ganzkörperlaminiermaschine in meinen Neoprenanzug geprügelt und einige gar nicht peinlichen Trockenübungen zu Land absolviert habe, springe ich endlich in die Fluten. Geradezu wohltuend ist die Kühle, die durch den Anzug wie durch ein gekipptes Fenster spürbar ist. Wie schön es wäre den ganzen Tag hier einfach im Wasser zu treiben. Ich könnte FLATSCH...die Augen aufmachen, um zu sehen wenn eine Welle auf meinem Nasenrücken brechen möchte. Und dieses unredige Brett in meinem Arm ist vermutlich auch keine figurbewusste Rettungsboje, an der ich mich einfach festhalten und an Land spülen lassen kann. Wellenreiten,

nicht Wellenbegleiten war das Motto.

Wie eine ausrangierte Matresse auf die Guillotine wartend liege ich nun auf meinem Brett, Blick Richtung Strand gerichtet und warte auf die nächste Welle. Sie bricht weit hinter meinen Füßen und rauscht als weiße Wand heran. Ich beginne - wie ich finde - äußerst kraftvoll zu paddeln und habe dennoch das Gefühl gen blaue Unendlichkeit hinausgezogen zu werden. Um im nächsten Moment wie auf einer Schaukel nach vorne zu katapultieren. Auf dem Bauch liegend, mit ungeahnter Schnelligkeit und vor Begeisterung aufgerissenem Mund rase ich gen Strand. Laut lachend falle ich ins Wasser und finde mich im Leichtschleuderprogramm meiner Waschmaschine wieder. Mit gereinigten Nebenhöhlen tauche ich nicht mehr lachend wieder auf. Erkenntnis: beim Surfen besser die Klappe halten.

Frage: Wolltest du nicht aufstehen?

Ich wusste ja schon immer, dass ich ein koordinativer Legastheniker bin, aber dass ich als erwachsene Frau das Stehen erneut erlernen würden müsse, erstaunt selbst mich. Doch wie ein unbeirrbares Baby im Strampelanzug wanke ich in den nächsten Tagen immer wieder in die Fluten und unternehme - angeleitet von meinem ungekämmten Lehrer - wacklige Stehversuche im weiß sprudelnden Wasser. Als eine vor der Guillotine geflohene Volksheldin gleite ich schließlich aufrechten Standes bis zum Strand hervor. Ich bilde mir ein im Schreien der Möwen und Tosen der Wellen so etwas wie gebührenden Beifall zu hören. Die Freude ist groß - und währt nicht allzu lange.



Es ist Zeit für die wirklichen Wellen. Warum dieser Schritt notwendig ist, weiß ich nicht. Doch folge ich meinem lässigen Lotsen über schwappende Wasserhügel hinaus aufs Meer. Hier bin ich nun. Alleine. Die anderen Surfer nehme ich nicht mehr wahr. Ich sitze auf meinem Brett und starre ins von der Sonne erstrahlte Blau. Die Frau und das Meer. Da ist sie wieder, diese Ehr...Furcht! Wie in einem Endzeitfilm türmt sich die H₂O gewordene Aigernordwand vor mir auf. Groß, düster, unüberwindbar. Strampelnd drehe ich mich um und beginne um mein Leben zu paddeln. Dabei möchte ich die Welle gar nicht erwischen. Ich möchte einfach nur, dass die Welle mich nicht erwischt.

Und dann passiert es.

Ein gewaltiger Schub erfasst mich. Ich paddele auf der Welle. Meine Rettungsboje neigt sich nach vorne. Doch plötzlich stehe ich. Irgendwie. Und rase in die Tiefe. Gewelltes Haar, über Wasser schwebend, ein Gefühl göttlicher Nähe – für einen Augenblick denke ich, ich sei Jesus. Doch nein, es ist nur ein irdischer Moment surfender Glückseligkeit. Ich möchte diesen Moment mit einem Schrei für immer festhalten. Welch Gewalt! Welch Wucht! Welch Rausch! Doch

stattdessen beschließe ich es ist nunmehr der richtige Zeitpunkt, um diese ganze frivole Euphorie zu beenden und bremse meine rasante Fahrt mit meinem Gesicht.

Welch Salzgehalt im Wasser.

Benommen, prustend und grinsend tauche ich auf. Eine junge Surferin beobachtet mich und paddelt herbei. Sie lächelt und sagt mit eindeutigen Akzent: „[Huere schön, oderrr?](#)“

Huere gut, *dude*.

Flugreisen - ein Besuch in der Kita Blauer Kranich

Category: Reisen, Unfug

13. November 2017



Flugreisen sind wie ein Besuch in der Kindertagesstätte *Blauer Kranich*:

Man ist auf viel zu kleinem Raum eingepfercht mit Menschen, denen man - wenn keiner hinsieht - gerne eine Schippe an den Kopf werfen würde. Denn die Gestalten, mit denen man den Tag verbringt und neben einem hocken, hat man sich nicht selber ausgesucht. Doch wurde beim Betreten der Räumlichkeiten sorgfältig darauf geachtet, dass keine potentiellen Waffen den Weg in die Kita finden. Man überlegt sich stattdessen schreiend auf den Boden fallen zu lassen.



Gesessen wird auf Möbeln, die für Kapuzineräffchen, aber nicht für ausgewachsene Menschen gemacht sind. Gespeist wird breiige Kost oder trockene Brötchen - ohne Besteck, da man damit nicht umgehen kann. Man bekleckert sich dennoch. Kleidung zum Wechseln wurde einem vorsorglich jedoch mitgegeben.

Wenn das freundliche, aber eigentlich herrische Personal immer und immer wieder die gleichen Dinge sagt, hört man nicht zu. Egal, ob sich die vornehmlich weiblichen Betreuer dabei albern verrenken oder die Kita-Leitung mit ernster Stimme aus der Ferne unverständliche Dinge verlauten lässt. Lieber beschäftigt man sich damit *Wimmelbilder* aus bunten Miniaturlandschaften anzuschauen und den roten Traktor zu suchen. Die abgenutzten Malbücher, die einem zur Verfügung gestellt werden, findet man eher ignorierenswert.



Vornehmlich, aber nicht ausschließlich bei langen Kita-Besuchen schläft man am helllichten Tag ein und träumt davon, einmal Pilot zu werden. Geweckt wird man in der Regel vom Johlen und Klatschen der anderen. Hinausgehen darf die Gruppe aber immer nur geschlossen und zu festen Zeiten, egal wie sehr gedrängelt und geschupst wird oder wie stickig die Luft auch ist.

Den ganzen Tag hofft man aber eigentlich nur, dass man abgeholt wird - und sich bis dahin keiner übergeben musste.



Ode an die Gäule und Gesäßmuskulatur - ein Protokoll meiner Selbstgespräche

Category: Flora und Fauna, Reisen

13. November 2017



Der Mensch braucht Abenteuer - sei es in Form einer zweifach falschen PIN-Eingabe, eines abgelaufenen Joghurtbechers oder eben einer Woche Wanderreiten durch Andalusien.

Doch bevor wir zu meinem tiefenpsychologisch bemerkenswertes Gedankenprotokoll kommen, gilt es einen Irrtum vorweg klarzustellen: obwohl ich mich freiwillig für einen vierbeinigen Reisepartner entschieden habe, weigere ich mich in die infantile, *Longchamp*-Taschen tragende Kategorie „Pferdemädchen“ eingestuft zu werden. Mein Abonnement der Fachzeitschrift *Wendy* datiert zurück in die 90er und ich finde Pferdebesitzer per se äußerst fragwürdig und/oder garstig. Entweder sie schwärmen von ihrem Pferd wie von einem lebensunfähigen aber zuckersüßen Säugling („Oh wie süß meine Stute die Ohren anlegt und die Zähne zeigt. Ich glaube sie lächelt mich an.“) oder sie gehen mit dir um, als seist du selbst ein lebensunfähiger, und alles andere als zuckersüßer Säugling („Hab ich den Befehl gegeben vom Pferd zu fallen? Ich denke nicht. Entferne dich, deine Tränen und diese zuckersüßen Pferdeäpfel aus dem Sand.“). Nenne mich Pferdemädchen und ich werde zu *Fury*.

Es folgt also nun das literarisch wertvolle Protokoll meiner Selbstgespräche, die ich über 42 Stunden, 170 km und 6 Tagen hoch zu Ross führen durfte:

Tag 0 - Nice to reit you, Pisco.

Du bist also mein neuer Lebenspartner für eine Woche? Schön dich für zwei Stunden schon einmal Probefahren zu dürfen. Groß gewachsen, markante Nase, volle Mähne - irgendwie passt du zu mir. Pisco heißt du? Zweckdienlich, wie der Drink! Ok, keiner lacht, reiß nicht an den Zügeln, sondern dich zusammen. Die schauen dich alle an wie einen schlecht frisierten, fortpflanzungsunfähigen Muli. Das sind alles zwar nett aussehende, aber potentielle Pferdemädchen hier in deiner Mitreitergruppe - da sagt man nicht solche ungefilterten Dinge wie „Pisco? Da hoffe ich mal hier wird keiner *sour*.“ Niemanden veräppeln, sonst bist du ganz schnell der Clown, der bei den Rodeos die Stiere einfangen darf.



Tag 1 - Hoppe, hoppe Reiter, wenn er sitzt dann schreit er.

Ich muss mal. Mir wird schlecht. Wann sind wir endlich da? So eine Autofahrt kann wirklich strapaziös sein. Wie es den Tieren im Transporter wohl geht? Es wäre schon irgendwie beeindruckend, wenn ich sagen könnte „Also, ich habe Pferde schon kotzen gesehen.“ Heute sind wir nur drei Stunden hoch zu Ross? Ach das schaffe ich doch mit der linken Pobacke. Oh K..osake, ich glaub ich hab mir die Hüfte ausgerenkt. Nein, ich bin mir sicher. Was heißt auf Spanisch „Mobile Gehhilfe“ und „Umtauschgarantie“?

Tag 2 - Die Leiden der jungen Wanderreiter.

So jetzt geht es also richtig los. 9,5 Stunden Reiten in totaler Abgeschlossenheit. Ich bin bereit. Sonnencreme, Antimückenspray, Schmerzmittel, alles dabei - um sich ja nicht durch profane körperliche Schmerzen von den wirklich tiefen, bewusstseinsverändernden Selbstanalysen abzubringen. Sinn und Ziel des Lebens, die eigene Kindheit, Karriere und Kontoführung, ich bin präpariert, um

mich von Freud und Pisco in meine Gedankenwelten tragen zu lassen. Endlich mal Zeit sich und sein Leben neu zu sortieren...ich trinke nur noch schnell einen Schluck Wasser. Bei der Hitze ist das ja wichtig. Huch ein Olivenbaum, oh ich liebe Oliven. Igitt bitter. Bitter fühlen sich auch jetzt schon meine Oberschenkel an. Ob die Piscos Mähne wohl mit Haaröl pflegen, die glänzt so bemerkenswert. Boah jetzt äppelt er schon wieder. Der hat ja auch eine von Gott gesegnete Verdauung. Mist, ich muss mal. Nein, lenk dich mit einem Foto der schönen Wälder und Geröllfelder ab. Ein kurzer Blick auf die Uhr. 18 Minuten geschafft. Wieviel Prozent sind das eigentlich von 9,5 Stunden? Kopfrechnen war ja nie deine Stärke...An dieser Stelle bricht (Gott sei Dank) die Erinnerung ab und ich erlange wieder Bewusstsein als ich den kalten Strahl einer Duschbrause auf meinem Kopf spüre. Erleichtert stelle ich fest, dass ich immerhin den Reithelm abgenommen habe.

Tag 3 - Korkwälder und kein Wifi.

Die Erkenntnis des Tages stellt sich früh ein: die maslowsche Bedürfnispyramide muss für den modernen Menschen neu sortiert werden. An erster Stelle stehen nicht mehr physiologische Grundbedürfnisse, wie Nahrung und Schlaf. Nein eine stabile, mobile Internetverbindung scheint ganz an erster Stelle der Existenzhaltung zu stehen. Während Pisco und ich einzig und alleine der Reitführerin *followen* und in *real time* im Korkwald *einchecken* - posten, texten und sharen meine Mitreiter was das totale Funkloch des Nationalparks hergibt.

Sieht denn hier keiner die von Farnen und Korkeichen gesäumten Wälder? Die Adler die über dem Tal kreisen? Die wilden Mulis, die uns folgen möchten? Hört keiner diese sinfonische, absolute Stille? Spürt keiner das Kratzen der Olivenbaumäste auf der Haut? Riecht keiner die von der Sonne erwärmten Piniennadeln? Der Kosmos da draußen ist völlig irrelevant, diese einsame, magische Bergwelt ist das Einzige was für die Sinne jetzt zählt. Wahnsinn dieser Blick, diese Weite..und diese Tiefe. Ach du Kosake, das müssen wir alles wieder herunterreiten? Pisco, das ist mir zu steil! Nein, ich.., ok du machst das schon. Beeindruckend was du alles kannst, die Mädels hier können dir sicher einen eigenen reichweitenstarken YouTube-Channel einrichten und dich groß rausbringen. Wir müssten deine hyperaktive Verdauung nur in den Griff bekommen. Dem Schiet möchte dann doch keiner *followen*.



Tag 4 - Als die Tiere den Wald verließen.

Raus aus dem schattigen Gebirge. Rein in die sengende Steppe. Endlich werden die Knochen im frischen Galopp neu arrangiert und der Staub abgeschüttelt. Vorbei an dösenden Mulis, müffelnden Ziegen, gackernden Gänsen, hoppelnden Hasen und einer vierspurigen Autobahn geht die Reitreise. Brütend heiß ist die Luft, wohltuend lauwarm sind die Gedanken. Dem Scheppern im Kopf und Schreien des Körpers ist ein entspannendes Klappern gewichen.



Tag 5 - Nichts als die nackte Wahrheit.

Also ne jetzt ist es genug. Ich kann dieses Trotten nicht mehr Hören. Warum liege ich nicht einfach am Strand, wie es alle anderen nordländischen Touristen hier machen und hole mir nicht nur auf Nacken und Handrücken einen Sonnenbrand? Jetzt habe ich scheinbar auch diesen besonderen Tinitus, eine unter reisenden Deutschen und Männern mit Schnupfen weitverbreitete Form des konstanten *Mimimimimimi* (siehe [Mimimi](#)). Wie auf einem Langstreckenflug finde ich langsam keine Sitzposition mehr, die sich nicht anfühlt als würden meine Knochen aus rostigen Stahlstreben bestehen. Und jetzt reiten wir auch noch über Stierweiden, umgeben von frohgemuten, freien Bullen, die Hörner haben wie Interkontinentalraketen? Mit einem Pisco, der gestern schon Rennradfahrer für nordkoreanische Diktatoren hielt? Na bravo...oh das Meer! Ich rieche es. Ich höre es. Ich sehe es. Ich reite am Strand. Die Welle brechen an Piscos Beinen, vorbei ist das Weinen. Welch Glück! Welch Freude! Welch..Entsetzen! Das ist ein Nacktstrand! Lederbusen und deutsche Würstchen wohin man sieht. Pisco, ich hätte wirklich nicht gedacht, dass ich mich auf unserem Abenteuer einmal wie ein Tierquäler fühlen würde. Nun es ist so weit. Welch beschämendes Gefühl dich der „Natur“ so auszuliefern.



Tag 6 - Ankommen.

Der Wind rauscht durch die einsamen Pinienwälder – oder ist es das türkisblaue Meer welches wir schon wieder hören? Die Stunden, Tage, Landschaften gehen fließend ineinander über. Und plötzlich ist da nichts als nackter, aber beruhigenderweise menschenleerer Strand vor uns. So schnell wie der Wind schießen wir über die Weite – Sand und Salzwasser spritzen ins Gesicht. Warum mache ich diesen Urlaub – jetzt erst?

Angekommen.

Adiós Pisco. Ach wie süß, du zeigst deine verfaulten Zähne. Ich glaub du lächelst mir zum Abschied zu. Zuckersüß. Und das nächste Abenteuer beginnt: Wie lautete meine PIN-Nummer noch mal?

Welcome to Zwitscherland

Category: Kultur, Reisen

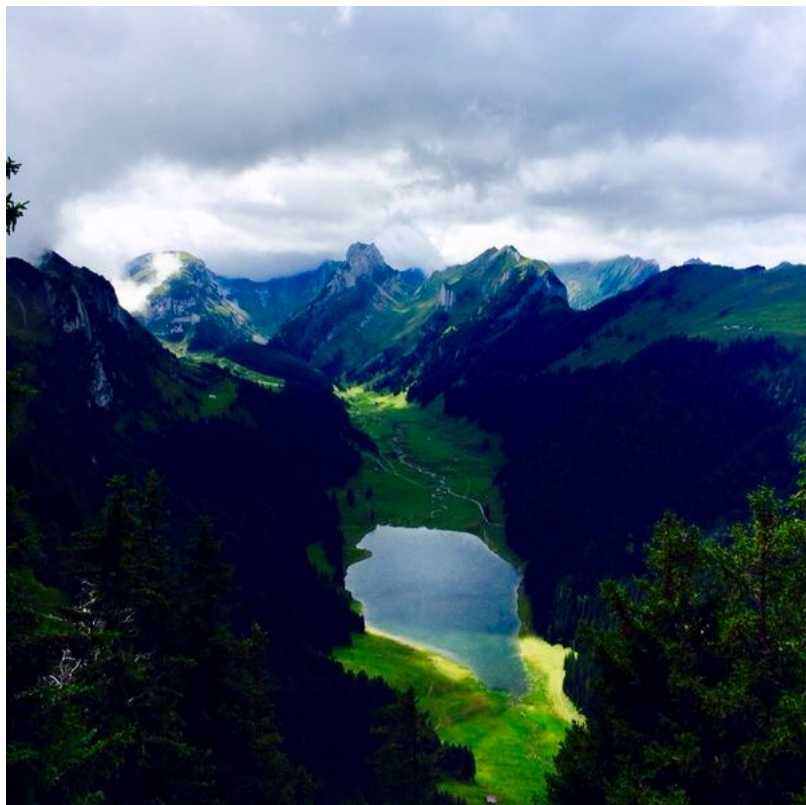
13. November 2017



Das isch huere guet. Ich schaue in das Antlitz der vermeintlichen Edelprostituierten mit Gütesiegel. Sie heißt Emmi und sieht in der Tat frisch und appetitanregend aus. Emmi ist ein Pfirsich-Maracuja-Joghurt. Eine ernsthafte Haltung bewahrend entledige ich die *huere guete* Emmi ihrer Verpackung, tauche meinen Löffel in sie hinein und beginne schweigend zu genießen.

In meinem Kopf scheppert der Affe „Welcome back to Switzerland“ - ein Land voller Überraschungen, Eigenarten und sich bewahrheitender Klischees. Während der alpine Nachbar Österreich sich seiner Mehlspeisen erfreut und ansonsten in diffuser Gewöhnlichkeit in Frieden gelassen wird, platzt diese von einem gewissenhaften Zoll zusammengehaltene Schweiz vor Vorurteilen und Stereotypen. Die Schweiz ist sauber, höflich, teuer, bergig, produziert lebensverändernde Schokolade und hausparsparverträgeauflösende Uhren, redet komisch und und... Dies ist alles ausnahmslos korrekt. Oder *korräkt* wie der Schweizer verlauten würde.

Preisniveau und Berge sind quasi identisch: sie sind beeindruckend hoch und rühren Gäste zu Tränen (mitunter auch zur Schwindelei). Ob Matterhorn oder Milchpreise, die Schweizer lieben ihre Berge und ihre Währung - halten ihre Dimensionen aber für völlig normal proportioniert.



Normal ist auch die Benutzung öffentlicher Toiletten und der Verzicht auf Zugverspätungen in diesem blinkenden Altersruhesitze von Meister Propper. Dreck und Chaos haben in der Schweiz einfach keine Aufenthaltsbewilligung. So kann man auf Schweizer Bahnsteigen durchaus bedenkenfrei Butterbrote schmieren und seine Steuererklärung sortieren. Es gibt keine (sichtbaren) Obdachlosen, keine unkontrollierten Warteschlangen, keine Glasflaschen im Hausmüll. Dieser gemeinschaftliche Ordnungssinn gibt diesem kleinen Land einen festen Rahmen.

Eine unordentliche Sprache ist wiederum das, was dieses urige Bergvolk in diesem Gefüge zusammenhält. Und nach außen hin abgrenzt.

Für ungeübte Ohren hört sich die Schweizer Sprechweise an wie Dänisch mit Bronchitis oder wie das Gestammel eines Verniedlichungs-Tourettepatienten. Man wünscht sich ein schönes *Tägli* - als wären die Tage hier nicht nur besonders kostspielig, sondern auch besonders knuffig und kurzgewachsen. Man trinkt es *Wiili*, als würde man süßen Kindersekt trinken. Man zieht sich ein *Jäckli* über, wenn es *Wölkli* am Himmel hat. Ob die Wolken dabei die Größe des Kantons Appenzell haben, ist nebensächlich. Und ja, es *hat* Wolken am Himmel, so wie es noch Milch im *Chülschränkli* und viele *Lüüt* auf einem Konzert *hat*. Und wie es keine einzige eindeutige Schreibweise für schweizerdeutsche Begrifflichkeiten

hat. Nicht nur redet jeder Straßenzug eines Dorfes anders, er schreibt auch, wie die Finger dem Mund folgen möchten. *Grüezi* Buchstabengrütze! Ein Paradies für Legasthener, die Hölle für jeden kommunikationsinteressierten Fremdsprachler.

Und mit Fremdsprachler sind Deutsche eingeschlossen. Franz Josef Strauß hört sich im Vergleich auf einmal an, als käme er gebürtig aus Hannover. So lauschen die völlig zurecht als arrogant und plump bezeichneten Deutschen den Schweizer Abendnachrichten und brüsten sich siegessicher damit, dass sie des Schweizerdeutschen so mächtig seien wie der Einfühlsamkeit. Doch die von rollenden r's und skurrilen Ausdrücken (wie parkieren, retournieren, grillieren) durchzogenen Meldungen sind in höchst avantgardistisch interpretiertem Hochdeutsch vorgetragen. Das Erwachen ist sodann wolkenverhangen, wenn die Berner Wetterfee einfühlsam und scheinbar Brunftlaute verwendend versucht zu erklären, dass es morgen *ä chlii viu Wülchli am Himmu chönnt ha*. Nicht zuletzt sind deswegen Deutsche auch in der Schweiz stets an multifunktionalen Jack Wolfskin Jacken zu erkennen. Sie haben schließlich den Wetterbericht nicht verstanden und müssen sich auf alle Unwägbarkeiten variabel einstellen. Schweizerdeutsch steht dem Deutschen so nah, wie das Verteidigungsministerium der Gummibärenbande.

Den größten Fehler, den man als Nichtschweizer sodann machen kann, ist zu versuchen, sich der Eingeborenen-Dialektik anzupassen und selber zu radebrechen. Denkt man, man könne in diesem Land der scheinbaren willkürlichen Kombination von Konsonanten und Umlauten einfach nichts falsch machen - so scheitert man bereits am unblamablen Vortrag eines *Grüezis*. Sprich kein Schweizerdeutsch, sofern du nicht Schweizer oder ein betrunkenere Badener bist - es kommt nur Grütze heraus!

Die hör- und sehbaren Klischees sind so unendlich wie vermutlich die Schweizer Schreibweisen für *Schelläuff*. Doch der wahre Kern der Schweiz ist ein anderer. Ein weniger offensichtlicher, aber genauso realer. Es sind die Menschen, die diesem Land einen so eigenen Charakter geben. Es ist dieses so eigenartige und liebenswerte Volk der sehr ordentlich gepflegten und verzollten Gegensätze. So recht will der Schweizer eigentlich in keine Schublade oder kein *Chuchichäschli* hineinpassen.



So scheint die Schweiz in sich zerstritten. Sie ist sprachlich und kulturell durch den Röstigraben (zwischen deutschem und französischem Teile) getrennt. Das Tessin wird mitunter komplett verleugnet, wie ein lauter, peinlicher Familienzweig vom Niederrhein. Berner werden ob ihrer Sprechweise belächelt wie Schwäbische Grundschüler. Gleichzeitig ist es ein Land des offen ausgetragenen Nationalstolzes - sichtbar als Fahnenmeer im Vorgarten oder rot-weiße Kreuze auf Joghurtbechern und Zahnarztpraxen. Das Schweizer Nationalbewusstsein ist geprägt von Stolz und Ehrfurcht vor der eigenen Lebensqualität und globalen Qualitätswahrnehmung seiner Errungenschaften. Dieser Nationalismus ist jedoch vor allem nach innen gerichtet. Er gibt das Gefühl von Sicherheit und Zusammenhalt durch Abgrenzung nach außen. Nicht durch Eroberung anderer Kulturen oder das Gefühl der eigenen Überlegenheit. Dafür ist der Schweizer viel zu dezent und zurückhaltend.

Geordnet und kontrolliert öffnet sich der Schweizer dieser diffusen Welt da draußen. Zum einen, indem er reist. Es gibt keinen Urlaub, in dem nicht ein freundlicher Schweizer neben einem stehend den Sonnenuntergang mit „*Huere schön, oderrrr?*“ kommentieren würde. Den Ungeübten mag dabei die Offenheit gegenüber des Sextourismus irritieren. Zum anderen kann dieses Land so außerordentlich gastfreundlich sein. Schweizer bitten Besucher an ihren Tisch, an ihren Raclettgrill oder Fonduetopf, um sie an der Schönheit ihrer eigenen Heimat

teilhaben zu lassen. Zu Ausländern, die dauerhaft im Land bleiben möchten, sagt er hingegen eher „*Huere nid schön*“ und möchte sie am liebsten gen Herkunftsland retournieren. Besuchen und bewundern ja, bleiben und bewohnen wenn es sein muss.



Der Schweizer ist im besten Sinne unaufgeregt und gutgläubig. Er streikt nicht. Er schert sich nicht um Prominente. So badet Roger Federer seinen millionenschweren Körper im öffentlichen Freibad und Tina Turner radelt unbehelligt um den Zürisee. Er lässt seine Haustüre offen stehen und bekommt Pakete in eine unverschlossene Klappe geliefert (*Milchkästli*). Der Grund hierfür ist ein tiefer Respekt vor Menschen. Man verletzt sich nicht, man beklaut sich nicht, man lässt sich ausreden, man achtet den anderen.

Wenn man so darüber nachdenkt, ähnelt die Schweiz eigentlich einer von Hügeln und Harmonie umgebenen Gummibärenband. Eine *uh huere gueti Määrliwält*.

Leben wie Gott in Frankreich - ein Liebesbrief an mein Urlaubsgefühl

Category: Reisen, Tiefgang

13. November 2017



Liebes Urlaubsgefühl,

oh wie habe ich dich vermisst. Wie groß und doch undefinierbar war die Sehnsucht. Ich habe die Tage und 1500km gezählt, um dich am Mittelmeer wiederzufinden. Doch warum habe ich dich eigentlich so gern? **Weil du bist, wie du bist.**

Du bist der Duft nach Pinienwäldern und gegrilltem Fisch.

Du bist Geschmack von salzigem Meerwasser auf den Lippen.

Du bist wohlige Wärme auf der Haut und Sonnenstrahlen auf der Nase.

Du bist sanfter Wind im Haar und wogendes Wellenrauschen im Ohr.

Du bist weinselige Abende und aprikosenmarmeladige Morgen.

Du bist Dösen am helllichten Tag, du bist Sterneschauen in der dunklen Nacht.

Du bist warme Erdtöne und farbgewaltige Früchte.

Du bist Geschmack von oh so vielem auf der Zunge. Frische Feigen. Saftige Melonen. Zartes Lammfleisch. Würziger Ziegenkäse. Buttrige Croissants. Himmelnahes Himbeereis.



Dermatologen, Fitnesstrainer, Bankberater und das eigene Gewissen – sie alle schweigen. Es ist still und friedlich. Der Kopf scheppert nicht, er summt. Leise, friedlich, irgendeine ferne Melodie. Diese Melodie, diese Leichtigkeit begleitet uns beide durch den Tag. Es ist so schön mit dir, liebes Urlaubsgefühl. Du weckst mich am Morgen, ausgeschlafen und neugierig auf den Tag. Ein Tag ohne Termine. Ohne irgendeine Verpflichtung – außer dir nahe zu sein. Abends fallen wir müde, nicht erschöpft, ins Bett. Und es ist egal ob Mückenstich, Sonnenbrand oder Parkplatzsuche uns reizen wollen. Egal ob fremde Betten, unbekannte Sprachen oder ungewohnte Kulturen uns eigenwillig erscheinen. Du, liebes Urlaubsgefühl, bleibst an meiner Seite. Du gibst mir Gelassenheit und Ruhe. Einfach nur zufrieden sein. Einfach nur sein.

Doch eine Frage schwirrt dennoch leise durch den Kopf: Warum kann es nicht immer so sein? Warum musst du mich verlassen?

Weil die Nase – wie den eigenen Körpergeruch – den Duft von Pinien und Meeresluft irgendwann nicht mehr wahrnimmt. Weil das fünfte, ok oder das fünfundzwanzigste Buttercroissant irgendwann wie ein fettgewordener

Putzschwamm schmeckt. Weil all die Erdtöne irgendwann eintönig werden. Weil der bereits dritte Sonnenaufgang nach einer mückenumkämpften Nacht verschlafen werden will. Ok, und weil es eines Gelderwerbes bedarf, der die Buttercroissants und Mautstraßen zu finanzieren hilft. Es braucht den Kontrast des Gewohnten, des Vertrauens, des Normalen.

Weil das Urlaubsgefühl eben den Alltag braucht - so wie die Sonne ohne Schatten nicht strahlen kann.

Lebewohl und bis bald liebes Urlaubsgefühl - grüße Gott in Frankreich von mir.

Dein Schellenaffe

(...der scheinbar vergessen hat, Übergepäck für seine mitunter sperrige Ironie anzumelden)